

Vierzehnter Jahrgang.

Sonntags-Beiblatt

zur

Augsburger Postzeitung.

8. Januar

Nr. 2.

1854.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementpreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Von dem Glücke — Fastenspeisen zu essen.

Ein sauberes Glück! wird man ausrufen. Ein Glück, dem Jedermann gern aus dem Wege geht! Wie soll das ein Glück seyn, kräftige Fleischbrühen, saftige Lendenstücke, Wildpaketen und pikante Ragouts unberührt zu lassen, um mit Kümmelsuppe und Eierspeisen, mit Linsen und „Abschredl“ vorlieb zu nehmen? Ja; vor den edlen Fischen da haben wir schon Respect, aber die kann man zu allen Zeiten „andächtig“ genießen. — Wäre es ein Glück, wird ein Ueberfluger einwenden, wie könnte es denn zugleich ein Verdienst seyn? — Ein Schriftkundiger wird sich also vernehmen lassen: Nicht das, was in den Mund eingeht, verunreiniget u. s. w.

Es thut mir leid, aber ich kann ungeachtet dieser dem Naturleben, der Logik und der Schrift entnommenen weisen Betrachtungen, um welche bei uns in engen und weiten Kreisen „mit Grazie die Rednerlippe spielt“ von meinem wunderlichen Texte kein Tüpfelchen ablassen. Ich will damit nicht bloß andeuten, daß jedes der Pflicht gebrachte Opfer sich selber lobt: das versteht sich ohnehin; ich bediene mich vielmehr dieser Worte hier in einem specielleren Sinne. Ob mit Recht, darüber mögen die Leser urtheilen, die Fastenden und die Nichtfastenden. — Im Vorbeigehen gesagt, es wäre interessant zu wissen, wie Viele in die eine und wie Viele in die andere Classe gehören, doch leider schweigt die Statistik über diesen Punkt gänzlich.

Das kirchliche Fastengebot ist namentlich in größern Städten einer allgemeinen Mißachtung anheim gefallen. Auf den Speisefarten der Mehrzahl der Hotels und Gasthöfe glänzen die Fastenspeisen nur durch ihre — Abwesenheit. (Diese Redewendung gehört ursprünglich dem römischen Geschichtschreiber Tacitus an, der von den Schmausereien der alten Germanen auch Einiges zu erzählen wußte.) Findet man aber in den wenigsten Wirthshäusern am Freitag Fastengerichte, wie sollte man sie erst an Quatember- und Vigillientagen antreffen? Die Köche haben ja so vollauf zu thun; wie könnten sie noch Zeit erübrigen, im Kalender dem fatalen † nachzuspüren? Geht es doch den „Künstlern“ vom Fache in vornehmen Häusern, auch bei hohen und höchsten Staatsbeamten um kein Haar besser; denn auch sie werden durch „Geschäftsüberbürdung“ von derlei Kalenderstudien abgehalten!

Indessen geschieht es denn doch zuweilen, daß ein „Fremder“ Fastenspeisen begehrt. Dann begibt sich in der Regel Folgendes. An dem Tische, wo das unheimliche Wort ausgesprochen wird, verbreitet sich eine peinliche Stimmung, der Faden des Gesprächs bricht ab, das Lächeln schwindet, die Stirnen werden ernst, und in den Blicken, die sich auf den Fremdling richten, würde selbst Lavater schwerlich eine Spur von Wohlwollen herausfinden. Der Kellner schaut verdutzt, denkt wohl auch mit Stolz daran, daß er über derlei Thorheiten hinweg sey.

Fällt aber das verhängnißvolle Wort aus dem Munde eines Einheimischen,

eines sogenannten „Stammgastes“, der sich bisher an kein Fastengebot gehalten hat, dann ist das Befremden der überraschten Tischgenossen noch deutlicher wahrzunehmen, und es kleidet sich nach dem Grade der Bildung in verschiedene Formen. Der Thermometer sinkt plötzlich um ein paar Grade, die Behandlung wird kühler, das Gespräch wird an Andere gerichtet, und der Abtrünnige kann sicher seyn, daß man ihn an diesem Tage mit dem Anglimmen der Cigarren verschonen werde. — Hält er beharrlich aus, ohne sich viel in Erörterungen einzulassen, so gibt sich die Sache wohl allmählig; man verzeiht ihm endlich die unbequeme Mahnung, und wenn er sonst Achtung verdient, so wird sie ihm jetzt vielleicht in höherem Maße zu Theil, versteht sich ganz in der Stille.

Lassen Sie uns nun sehen, was in dem Gemüthe dieses Mannes vorging. Er hat sich viele Jahre hindurch um die katholische Kirche, der er doch äußerlich angehört, gar nicht bekümmert; er stand ihr vielleicht feindselig gegenüber, und würde vormals gegen die Frömmeler und Ultramontanen Front gemacht haben: denn mit den Elementen der modernen Bildung hatte er auch ihren Unglauben eingefogen; ja er würde denjenigen verlacht haben, der ihm eine totale Sinnesänderung in Aussicht gestellt hätte. — Und dennoch — auch für ihn ist der Tag des Heils gekommen! Die göttliche Gnade hat einen Funken in sein Herz geworfen, und diesen Funken, er hat ihn nicht gleich, wie leider so Viele zu thun pflegen, störrisch hinausgeschleudert. Eigene und fremde Schicksale, Leiden, Umgang und Beispiel, Nachdenken und Studien haben diesen Funken genährt und angefacht, und so ist der Mann endlich nach vielem Schwanken und Wanken nicht ohne Mühsal und Kampf zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt. Seine Umgebungen sind indessen die nämlichen geblieben, allein er betrachtet sie nun mit andern Augen. Die Wiße und Spöttereien, die er sonst belächelte, findet er nun abgeschmackt und frevelhaft; Einwendungen und Argumente, die ihm vormals imponirten, dünken ihm jetzt leicht und schaal, ja er sieht in ihnen meistens nur eine Frucht: grober Unwissenheit. In seinem Unmüthe würde er sich gern von Freunden und Bekannten zurückziehen, glücklicherweise gestatten ihm diese seine Verhältnisse nicht, und so wird er denn endlich auch über die Bitterkeit Herr, die sich anfänglich gegen Andersdenkende einzuschleichen pflegt. Aber Einen Schritt hat er noch vor sich, einen unabweislichen, nämlich das offene, freie, unumwundene Bekenntniß seiner katholischen Ueberzeugung! Er zögert lang, zu lang — er faßt Entschlüsse und vertagt ihre Ausführung, der Stachel des Gewissens wird indessen immer fühlbarer — im Streite mit schöder Menschenfurcht; die göttliche Gnade ist vielleicht auf dem Punkte, sich für immer von ihm zurückzuziehen: da faßt er endlich wie man zu sagen pflegt sein Herz mit beiden Händen — und öffentlich unterwirft er sich dem — Kirchengebot!

Und am Abend dieses entscheidenden Tages im stillen Kämmerlein ruft er aus: Gott sey in Ewigkeit gepriesen! ich habe überwunden, und in meinem Innern fühl' ich eine Kraft, eine Zuversicht, einen Frieden, wie ich noch nie empfunden! — Mit Nüchternheit denkt er nach Jahren noch an die Stunde zurück, wo ihm das Glück zu Theil wurde, zum erstenmale — Fastenspeisen zu genießen.

Sind Einige meiner geneigten Leser (von der Classe der Nicht-Observanten) auch jetzt noch die Ueberschrift dieser Zeilen paradox? Nun dann haben Sie ja ein sicheres Mittel die Wahrheit zu erproben; dieß Mittel heißt: eigene Erfahrung! (Oesterr. Volksfr.)

Bilder aus Jerusalem mit und ohne Rahmen.

(Schluß.)

III. Seit die Besatzung Jerusalems auf des Sultans Befehl nach der türkischen Hauptstadt abgezogen ist, haben wir hier manch interessante Dinge erlebt, die wohl einer Zeichnung werth sind. Dahin gehört fürs Erste schon der Abmarsch der Truppen

selbst, dessen zufälliger Zeuge ich am Vormittage des 19. Septembers geworden bin. Es waren ihrer etwa 400 Mann; voraus abschwitzte sich der Commandant, ein zweiter Sultan Wampum, auf seinem gehäbigen Schimmel, in der Linken des Rosses Zügel, in der Rechten den unentbehrlichen Tschibuck (türkische Pfeife mit langem Rohre), ihm folgten drei Mohren, deren jeder eine mäßig große grüne Fahne trug, dann die Tambours und Hornisten mit ihren messingenen Ohrenbrechwerkzeugen. Hinter ihnen marschirte in leidlicher Ordnung die Truppe, die meist aus großen, zum Theil auch kräftigen Leuten bestand, doch in ziemlich verwahrlostem Zustande war. Ihr Anzug bestand aus weißen Hosen und Zwischleibchen mit rothen Aufschlägen und nach europäischem Schnitte. Ihre Gewehre waren wie die unseres Militärs, jedoch mit Steinschlössern versehen, und fehlten die Tragriemen an den Schnallen. Ein Soldat trug in seinem Musketenlaufe eine kleine weiße, goldgestickte Fahne; alle aber hatten neben den blanken, scheidenlosen Bajonetten ihren Tschibuck an der Seite befestigt. Viele Muhamedaner begleiteten den Zug und ihre Segenswünsche lauteten auf „Sieg und Ausrottung oder Austreibung der Christen“, weshalb man hier stets irgend einen Gewaltstreich zumal gegen die Griechen befürchtete. Die Marschrouten führte zunächst nach Jaffa. Es verlautete indeß, daß die Beduinen einen Ueberfall der Truppe beabsichtigten, um sich ihrer Bagage zu bemächtigen, und deshalb vermied der Befehlshaber das gefährliche Gebiet. Er gerieth aber auf seinem Umwege noch in eine zweite Verlegenheit, da seine Mannschaft sehr viele Lust zum Ausreißer zeigte, der er dadurch nur zum Theile steuerte, daß er berittene Leute aufbot, die, neben dem Zuge reitend, selben zusammenhalten sollten! — Jerusalem war also, die wenigen Artilleristen in der Citadelle abgerechnet, ohne militärischen Schutz; auf die Vorstellungen der Consuln aber improvisirte der Pascha, eine in jeder Beziehung höchst schwache Personalität, für die das Wort Nachthaber durchaus Impertinenz wäre, eine Art Sicherheitswache, welche jedoch in weit üblerem Rufe stand, als die Beduinen selbst, und den sie auch gehörigermassen rechtfertigte. Mindestens schrieb man die vielen nächtlichen Diebereien und gewaltsamen Einbrüche, von denen jeder neue Morgen erzählte, dem Industriesinn dieser Leute zu, die ja, nachdem sie mit Sonnenuntergang die Thore geschlossen, die ganze Nacht über Herren ihrer Zeit seyn konnten. Auch den Beduinen schwoll der Kamm, und man besorgte mit Fug und Recht, daß sie heute oder morgen die Stadt überrumpeln und brandschatzen möchten. Vor den Thoren wurden die Karavanen geplündert, und die Stille der Nacht ward in der Stadt durch häufige Schüsse unterbrochen, welche die in ihren Häusern Bedrohten mit den Dieben und Räubern gewechselt. Nicht einmal das Kirchengut war sicher, und die Franciscaner mußten das Silbergeräthe aus der Geißelungscapelle in das festungsartige Salvatorloster flüchten, darin auch ich eine Zelle bewohne. Erst als die Frechheit eines Beduinen-Scheiks erklärte, Lacham wolle mit seinen Leuten kommen, den Kopf des Pascha sich zu holen (weil dieser bei 40 Reiter der irregulären Truppe abgesandt, dem Beduinenkriege zwischen Lacham und Abu Gosh in St. Johann ein Ende zu machen) konnte die Furcht diesen vermögen, Soldaten aus Damascus und Aleppo zu requiriren, deren ein Theil nun auch bereits eingetroffen ist. Was that aber der Pascha noch vor Ankunft der ersetzten Truppen aus Furcht vor Lacham? Er verband sich mit dem Räuber Abu Gosh und forderte ihn auf, Lacham zu bekriegen, wozu er ihm Pulver und Blei (vom Dache der großen Moschee) auslieferte, ja selbst Kanonen aus der Citadelle wollte er ihm geben, was aber glücklicher Weise durch das energische Einschreiten des französischen Consuls verhindert ward. Wäre dies nicht geschehen, würde Abu Gosh mit seinem zahlreichen Anhang wohl kaum erman gelt haben, bei nächster Gelegenheit sich dieser Kanonen als eines Schlüssels zu Jerusalem's Thoren zu bedienen. Sie staunen vielleicht über diese Nachrichten? Auch ich staunte; aber man versicherte mich, daß es vor der Regierung Ibrahim Paschas von Egypten hier stets so zugegangen sey! Und Sie werden nicht minder staunen, wenn ich Ihnen sagen muß, daß es in diesen Gegenden nichts desto weniger Leute, Europäer, Franken gibt, welche von der köstlichen Freiheit dieser Länder nicht genug Lobes

zu sagen und Aufhebens zu machen wissen! Natürlich sind die Jahre ihrer Einwanderung in das türkische Reich meist Leidensjahre für europäische Staaten gewesen, in denen sie nicht versäumt, auf politischem Gebiete ihre perfide Freiberollerei zu spielen. — Dieß ein Bild Jerusalems, der Stadt des Friedens, 1800 Jahre nach dem Tode des Erlösers, der da war der Friedensfürst! Wohl kann Jerusalem mit Jeremias auch heut zu Tage noch rufen: „Dedit me Dominus in manum, de qua non potero surgere!“

NB. Während ich dieses schreibe kommt mir die Nachricht zu, daß der Krieg zwischen den Beduinen neuerdings ausgebrochen ist und die Gegend des sonst so friedlichen Bethlehem sich zum Schauplatz erlesen hat. 350 Berittene lagerten in dem Städtchen Davids und zwangen die erwerbsfleißigen Bethlehemitaner, sie mit einem Aufwande von mehreren tausend Piastern zu versorgen. Man spricht von acht im Kampfe Getriebenen. So traurig diese Beduinenkämpfe an und für sich sind, dankt es ihnen doch Jerusalem, daß ihm in dieser Zeit nicht auch von der Seite größeres Fanatismus wegen berüchtigt ist, war in jüngerer Zeit der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Fellahs (Ackerbauern) und Beduinen, die sich ihrer Ernte bemächtigen wollten.

Es erübrigt mir eben noch etwas Zeit vor Abgang der Post, die ich zum Entwerfe einiger Skizzen verwenden will:

IV. Sie sehen eine Dame, welche auf einem allerliebsten Eslein eben die Hareth en Nassarah entlang ritt; vom Sattelnopfe hängt ein wohlgefüllter Sack herab, vromthlich Proviant für die Reise. Aber eine Dame allein und auf so unsicheren Wegen! Wer ist wohl diese Muthige? — Pst! Ein Vorübergehender löst das Räthsel. Er ist ein armer Katholik und denkt sich vielleicht eben, wie viel bequemer es wohl seyn möge, auf dem Esel zu reiten, als die bloßen Füße auf den Steinen wunden zu sehen. Die Dame sieht ihn an und hält; er blickt sie gleichfalls an, und sie — hat ihn verstanden! Sie öffnet ihren Sack, langt in seine geheimnißvolle Tiefe, und reicht dem armen Wanderer eine milde Gabe? Nein! — eine ganz nett gebundene Bibel der ehrenwerthen Londoner Missionsgesellschaft! Was kümmert sie der verweßliche Leichnam des Menschen? Die arme Seele ist ja mehr der Pflege werth! Und die Buchdrucker in London sind wohl auch dieser Meinung. Aber wer ist nun unsere Dame? Der behaltene Glückliche, der sein Geschenk in die Druckerei der Franciscaner bringt, um es gegen ein katholisches Buch ein umzutauschen, meint, es sey die Gobat, englisch-preussische Bischöfin zu Jerusalem. — Den Eifer muß man loben!

V. Ich bin gerade in dem F.'schen Hause auf Besuch. Miß C. wird gemeldet, tritt ein, und bemüht sich, mit Deutschen französisch und mit Franzosen deutsch zu reden. Ihr Epleen hat sie zur Missionarin gemacht. Sie packte ihr bescheidenes Vermögen in England zusammen und wanderte nach Jerusalem — die Jüdinnen zu bekehren. Das Mittel ist sehr speculativ: sie ertheilt nämlich den lernbeherigen Jüdinnen Unterricht in weiblichen Handarbeiten gegen baare Bezahlung, d. h. sie muß bezahlen, sonst kommen ihr die Schülerinnen nicht! und da wird nun genäht und gestickt, und zwischendrein auch an der Bibel gestickt, — daß Gott erbarme!

VI. Die Leser Ihrer Zeitung erinnern sich vielleicht eines Aufsatzes über „das Ministrantenwesen“, den Sie brachten; hier ein Beitrag aus Jerusalem: Sie treten in die Salvatorkirche, die nichts zu wünschen übrig läßt, als daß sie für das Bedürfnis der hiesigen katholischen Bevölkerung etwas länger und etwas breiter und endlich auch noch etwas höher wäre (am Willen und selbst theilweise an den Mitteln aufzubauen, fehlt es hier eben so wenig, als in dem Convente von Cyprien, wo die Schlangen durch die Ritze der Decke in die Zellen der Franciscaner fielen — aber es gibt Wundernisse ganz eigener Art!) — also, Sie treten in die Franciscanerkirche; ein Priester schreitet eben, von einem Frater begleitet zum Altare. Der Frater knieet hin und will ministriren; da eilen aber schon etliche von den anwesenden Gläubigen herbei, sechsjährige Knaben, Jünglinge, wie Greise, die ordentlich um die Gunst

eifern, dem Priester beim Altare dienen zu dürfen. Der Frater räumt Einem seine Stelle ein, und dieser ministrirt nun wahrhaft mit Andacht, Würde und Anstand. Ist die Messe vollendet, löscht er die Lichter aus, nimmt das Missale und die Kännchen, und geht dem Priester voraus in die Sakristei, wo er sein: „Prosit padre!“ spricht, ohne an eine Bezahlung für die Zulassung zu dem heiligen Dienste zu denken; höchstens, daß er des Priesters Segen sich erbittet. Dieß ist um so mehr erfreulich, als der Araber sonst meist nur dem Motiv des Geldes folgt. — Bei uns ist das nun freilich ganz anders.

VII. Es wird Sie auch überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß man hier weder eine Kunst der Reichtümer noch der Todtenräber für die verstorbenen Katholiken kennt. Was bei uns auf diesem Gebiete Erwerbszweig ist, übt hier das Werk der Liebe des Nächsten! Ein Anverwandter oder Nachbar gräbt dem Verbliebenen auf dem katholischen Friedhofe außerhalb des Sionsthores das Grab, und um Leichenträger darf einem gar nicht bange seyn. Es war am 21. September Frühe, als man die Leiche Fra Antonio's, welcher den Abend zuvor, während des Ave Maria Lätens, selig im Herrn entschlafen war, zu Grabe trug. Ich ging ganz dicht hinter der Bahre und gewahrte mit nicht geringer Rührung, wie die christlichen Araber ordentlich wetteiferten, abwechselnd dem Verbliebenen die letzte Ehre zu erweisen und seine sterblichen Ueberreste auf ihre Schultern zu laden, und muß gestehen, ich schämte mich fast in jenem Momente der europäischen Sitte, die das Amt der Liebe zu einer Erwerbsquelle gemacht. Was mir dabei besonders auffiel, war, daß sich diese Araber, die doch sonst auch selbst die kleinste Sache nicht ohne großes Geschrei verrichten, bei diesem frommen Wettstreite mit Anstand und ernster Ruhe benahmen. Der Weg führte am Saffathore und der Davidsburg vorbei vor das Sionshor hinaus. Als wir beim St. Jak. kloster vorüber kamen, sah ich einen bejahrten armenischen Mönch unter dem Portale, dessen Lippen mir im Gebete für unsern Verstorbenen sich zu bewegen schienen. Am Gottesacker auf dem Berge Sion hielt der Zug vor dem Grabe dicht an der Stadtmauer, und es wurden die gebräuchlichen Gebete und Segnungen vollzogen, deren Schluss die Absingung einiger Psalmen bildete. Während dieses Gesanges nähete ein Frater der Leiche, zog das Barttuch von dem offenen Sarge, und nähete die Kapuze über dem Angesichte des Verbliebenen zusammen. Darauf ward die Leiche aus dem Sarge gehoben und mit Stricken in das Grab gesenkt, welches kaum über drei Schuh tief und so schmal war, daß es eben gerade den Körper aufzunehmen genügte. Die bei Deffnung des Grabes zu Tage geförderten Todtengebeine — ich zählte darunter fünf Schädel — sorgfältig in ein Körbchen gelegt, wurden nun wieder zu den Füßen der Leiche in das Grab gethan und fünf Minuten später war auch schon das ganze Grab mit Erde ausgefüllt und überdeckt, eine Arbeit, wobei einige der anwesenden Araber den Spaten des Gräbers mit ihren bloßen Händen unterstützten.

VIII. Ein Oberösterreicher steht voll Angst zu, und verwundert sich, wie der Pascha zugeben kann, daß man die Todten so nahe bei der Stadt und nur drei Schuh tief unter der Erde begräbt. Er meint man sollte sie ausgraben und alle Friedhöfe verlegen; aber der Gedanke an die Ausführung macht ihm abermals bang, so, daß er in seiner Verlegenheit das Heimweh kriegt.

IX. Machen Sie sich nichts daraus, wenn ich Sie vom Reiche der Todten nun noch einmal zurück in das der Lebendigen führe: man liebt es ja in Bildersammlungen Gegenstände als Seitenstücke aneinander zu reihen!

Ich habe vor ein paar Tagen einer Trauungsfeier beigewohnt, welche gegen 7 Uhr Abends in der Kirche des Salvatorklosters vollzogen wurde, und die vielleicht manches bietet, das Gegenstand Ihres Interesses seyn dürfte. Braut und Bräutigam saßen auf einer Bank vor einem Altare mit dem Bilde der heiligen Jungfrau. Die Braut war in einen dichten rothen Schleier gehüllt, so daß ihre Gestalt ein völliges Räthsel blieb; ich sah nur, daß sie klein war; als sie aber die Hände aus den Falten ihres Schleiers wand, um den Trauring in Empfang zu nehmen, war ich

nicht wenig erstaunt, denn ich glaubte eine Kinderhand zu sehen — und im Grunde täuschte ich mich nicht! — Man hat hier über das heirathsfähige Alter nicht dieselben Begriffe, wie im Abendlande. Mit dem zwölften Lebensjahre ist ein Mädchen meist schon verheirathet, und Ehemänner gibt es, die kaum noch fünfzehn Jahre zählen. Bei den Lateinern tritt dieser Uebelstand jedoch bei weitem nicht so grell hervor, als bei den Mohamedanern und vorzugsweise bei den Juden. Erinnern wir uns nur z. B. der Verbindung Mohameds mit Aischa, der neunjährigen Tochter Abu Bekers. (Verlobt war sie schon im sechsten Jahre.) Mit volstem Fug und Recht sieht Tobler in den frühen Heirathen der Juden einen wahren Krebschaden für Israel. Oft sah ich, sagt er, mit dem größten Unwillen ein unbärtiges Knabenhaftes Jüdelein als Ehemännlein oder ein kindisches Mädchen als Ehefräulein. Man denke sich ein Kinderpaar im Ehestande, um gegen eine solche Unsitte mit Entrüstung erfüllt zu werden! — Es gehört mit zu den Verdiensten der Väter Franciscaner, daß diesem Uebelstande unter den Bekennern des katholischen Glaubens möglichst gesteuert worden ist, und sie sind eben daran, auch den Unjug einer acht- und vierzehnjährigen Hochzeitsfeier abzuschaffen, der hier selbst unter den Lateinern Sitte, zugleich aber Ursache des Ruins mancher Eheleute in den ersten Tagen ihrer Verbindung ist, da er sie in Schulden verwickelt, die sie später nimmer zahlen können.

Döllinger und Bunsen.

(Schluß.)

Wie fern aber die deutsche und besonders die protestantische Wissenschaft von aller Tiefe und Gerechtigkeit im Urtheil ist, geht daraus hervor, daß Bunsens Werk in Deutschland allgemein gepriesen wurde, während es englische von Anglikanern herausgegebene Zeitungen als ein miserables Nachwerk darstellten. Das muß man den Engländern lassen, die spießbürgerliche höchst verächtliche Literaturkoterie, wie sie in Deutschland herrscht und leider die ganze öffentliche Meinung (eigentlich Albernheit) beherrscht — kennt man in England nicht und eine so ausschließliche Herrschaft, deren alte verrumpelte Baßgeige in Deutschland noch immer die „Allgemeine Zeitung“ ist, könnte in England auch gar nicht aufkommen. So berichtet Döllinger S. 332: „Der Christian Remembrancer bezeichnet die ganze Darstellung der Theologie des Hippolytischen Zeitalters bei H. Bunsen als Eine Reihe von Entstellungen; er bemerkt, daß man ihm nie bezüglich irgend einer Thatsache trauen dürfe; daß er in seinen Aphorismen ein in christliche Terminologie gehülltes System des Naturalismus aufstelle. Diesen Eindruck müssen Herrn Bunsens Aeußerungen in England allerdings machen, wenn er z. B. geradezu sagt: „die menschliche Seele sey ein Theil des Selbstbewußtseyns Gottes vor aller endlichen Existenz;“ wenn er die Vorstellung, daß die Offenbarung ein äußerlicher historischer Act sey, für eine falsche, eben so unhaltbare als unphilosophische und unvernünftige erklärt, und beisetzt: „Diese irrhümliche Vorstellung ward dadurch noch verwirrender, daß sie für die Offenbarung des göttlichen Willens und Wesens sich etwas Höheres als den menschlichen Geist ausdachte u. s. w.“ Worauf denn Herr Bunsen den wahren Begriff der Offenbarung diesem falschen, der sie als eine geschichtliche Thatsache, ein wirkliches persönliches Eingreifen Gottes in die Geschichte der Menschheit nimmt, entgegenstellt: „Die Offenbarung ist eine Offenbarung Gottes im Menschengesichte, und wird nur so dargestellt, als ob Gott selber in menschlicher Rede zum Menschen spräche. — Sie hat zwei Faktoren, welche bei ihrer Entstehung zusammenwirken; der eine ist der unendliche Faktor oder die unmittelbare Offenbarung der ewigen Wahrheit an den Geist durch die Kraft, welche dieser Geist besitzt, sie wahrzunehmen; denn menschliche Wahrnehmung ist das Korrelativ göttlicher Manifestation. — Dieser unendliche Faktor ist, wie sich versteht, nicht geschichtlich, er wohnt jeder einzelnen Seele in, nur mit unermesslicher Verschiedenheit des

Grades. — Der zweite Faktor ist der endliche oder äußerliche; dieß Mittel göttlicher Offenbarung ist zuerst ein allgemeines, das Universum oder die Natur; in einem specielleren Sinne aber ist es eine historische Manifestation göttlicher Wahrheit durch das Leben und die Lehre höherer menschlicher Seelen (of higher minds among men) — ausgezeichneten Individuen, die etwas von der ewigen Wahrheit ihren Brüdern mittheilen u. s. w.“ — Aus dieser Anklage des zu London erscheinenden „Christian Remembrancer“ stellt sich heraus, daß Bunsen weiter nichts ist als ein ganz gewöhnlicher Rationalist wie z. B. Ronge, nur daß Bunsen sich durch gelehrte Feßen eine Ruf in der Clique — und ein Doctordiplom der Theologie erworben. Zuletzt legt Bunsen dem Hippolytus zur Captivation der englischen Benevolenz eine Schutzrede in den Mund, die ein wahrhaftes Meisterstück von Lächerlichkeit genannt werden kann. Döllinger berichtet hierüber S. 336 und 337: „In dieser Schutzrede, welche Herr Bunsen Hippolytus in London am 13. August 1851 halten läßt, überschüttet der alte Presbyter zuerst die Engländer mit Lobeserhebungen ihrer Macht und Herrlichkeit, die sie vor Allem ihrem Protestantismus verdanken, versichert sie dann, er sey wirklich Bischof von Portus Romanus gewesen, habe dort ein stets geliebtes Weib, Chloe, gehabt, die Schwester eines Sakristans des Serapis-Tempels zu Portus, Namens Heron, die aber bald am Fieber gestorben sey, bald darauf sey ihm auch sein geliebter Sohn Anteros, der im Hause des Bischofs Kallistus, wohin er ihn mit einer Botschaft geschickt, gleichfalls das Fieber bekommen, durch den Tod entrisen worden; hierauf theilt er den Engländern, um ihnen Vertrauen einzulösen, mit, daß er bezüglich der Bibel ächt protestantisch gesinnt sey; aber das Buch Daniel freilich sey unächt und erst unter Antiochus gedichtet, und der zweite Brief Petri sey gleichfalls eine Fiktion; sofort erschreckt er sie noch mehr durch die Versicherung, wie ihr Glaube an die Inspiration der heiligen Schrift ein häretischer Wahn sey. Er erklärt ihnen dann weiter, daß die Nicänische Lehre vom Sohne Gottes unphilosophisch und unbiblich sey; in der kirchlichen Inkarnationslehre und dem Athanasianischen Symbolum findet er die Ursache, warum Muhamed und seine Anhänger die christliche Religion in der halben Welt ausgerottet hätten; demnach sey es denn auch mit der Trinität, wie sie bisher in England geglaubt worden, nichts; von der Taufe der Kinder habe man zu seiner Zeit noch nichts gewußt, und das, was jetzt unter diesem Namen geschehe, sey gar keine Taufe; und nachdem er die englische Staatskirche dergestalt mit dem Stabe Wehe heimgesucht, kehrt er am Schlusse wieder den Stab Sanft hervor, das heißt, er fällt nun über die katholische Kirche her, schüttet über diese Mutter alles Verderbens in Phrasen, die er wörtlich aus den Reden der H. Ronge und Dowlat entlehnt zu haben scheint, das ganze Füllhorn seines Grimmes aus, kündigt ihr ihren unvermeidlichen, vollständigen und sehr nahen Untergang an, und scheidet von den Engländern mit der tröstenden Versicherung: vor der großen, mit Riesenschritten herannahenden zweiten Reformation und ihrem göttlichen Lichtglanze würden die Apostel der Finsterniß — die katholischen Bischöfe und Theologen — in ihr Nichts versinken. — Der Leser begreift, daß es hienach einer weitem Auseinandersetzung mit Herrn Bunsen und seinen vier Bänden nicht bedarf.“ — Auch führt Döllinger einige Stücklein von Uebersetzungskünsten des Herrn Bunsen an, die einem Schüler, der sich derselben schuldig machte, in früherer Zeit, in der noch Ehrenstrafen existirten, eine Setzung auf die Schandbank zu Wege gebracht hätten. Nur ein kleines Beispiel. Die Ermahnung des heiligen Ignatius im Briefe an Polykarp: „Fliehe die bösen Künste, ja erwähne sie nicht einmal in öffentlicher Rede“, übersetzt Bunsen wie folgt: „Fliehe gefallsüchtige Weiber (Koketten), habe vielmehr Umgang mit älteren Frauen.“ Aus diesem wenigen geht hervor, wie gut der Herr Verfasser gethan, daß er seine Zeit und die Schärfe seiner historischen Kritik zur gründlichen Untersuchung der Geschichte von Hippolytus und Kallistus angewendet und den Ritter Bunsen nur so nebenbei aus dem von Bonn ihm verliehenen Sattel auf den Boden herabgestreift hat. Wir Katholiken sollen aber dem Herrn Professor Döllinger besonders für seine Arbeit dankverpflichtet seyn, denn es liegt ein großes doppeltes Verdienst darin —

einmal der Werth der wissenschaftlichen Forschung und dann die Blosslegung des großen protestantischen, besonders durch Kirchenfeindlichkeit renommirten Phänomens, Bunsen genannt, an welchem trotz dem vielen Geschrei erbärmlich wenig Wille befunden ward.

Lenau.

Emma Niendorf (Frau von Sufow in Stuttgart) gab ein Buch über den Dichter heraus unter dem Titel: „Lenau in Schwaben aus dem letzten Jahrzehent seines Lebens.“ Während der Zeit seines beginnenden Wahnsinns sagte er einmal in einem lichten Augenblicke zu Vertrauten: „Gott ist sehr gut, daß er mich durch die Natur bestrafen läßt, und nicht durch das Gesetz, denn ich habe gegen beides gefehlt, ich habe das Talent noch über das Sittengesetz gestellt, und das ist doch das höchste. Sagen Sie das auch Ihr — sie hat das Sittengesetz auch nicht genug erhoben.“ Wir meinen diese Worte für die merkwürdigsten Worte Lenau's zu halten. Es liegt in ihnen ein Glaube und ein Bekenntniß. Die letzten Worte treffen eine verheirathete Frau in Wien, mit welcher Lenau zwölf Jahre lang Umgang gepflogen, und die zum Theil wenigstens die Katastrophe im Leben des Dichters herbeiführen half. Lenau verliebte und verlobte sich zu Frankfurt — seine Braut war ein unschuldiges Mädchen — er ging noch Mal nach Wien (wie Emma Niendorf erzählt), um von dem Weib seiner Sünde Abschied zu nehmen, und diese sprach in einer rachegeizigen, dämonischen Prophezeiung zu ihm, zu dem ohndies schon in seinem ganzen Geistes- und Nervenleben Zerrütteten die Worte: „Eines von uns muß wahnsinnig werden.“ — Daß nun Lenau sich selber angeklagt: er habe sein Talent und sein Leben über das Sittengesetz gestellt — und Gott noch gut nennt, daß er ihn durch die Natur und nicht durch das Gesetz bestrafen läßt — hat eine Bedeutung im Geistesleben des Dichters, die nicht genug gewürdigt werden kann, und zu Ruß und Frommen der Ungläubigen sollten die obigen Worte Lenaus mit ein paar Bemerkungen dazu in allen katholischen Journalen verbreitet werden. (W. A. 3.)

Amerika.

Während die aus Neu-Granada und Ecuador vertriebenen Jesuiten nach Guatemala und Mexiko gehen, sind andere nach der Insel Cuba berufen. Am 12. Oct., dem Geburtstage der Königin von Spanien, hat der General-Capitän mit großer Feierlichkeit zu Havanna den Grundstein zu einem Collegium der Jesuiten gelegt, nachdem ihn der Bischof eingesegnet hatte. Zu dieser religiösen Feier hatte sich eine große Menge Volkes versammelt. Die Regierung zu Madrid sucht so die Fehler ihrer Vorgänger zu verbessern und für eine christliche Erziehung der Jugend zu sorgen.

Afrika.

Nach einem Briefe vom Cap der guten Hoffnung haben sich mehr als zweitausend Kaffern zur katholischen Kirche bekehrt und sich in der Nähe der englischen Residenzen niedergelassen. Eine Abtheilung der Kaffern am Drangefluß treibt Handel. Gegen Ende des Monats August übersandten sie dem katholischen Bischof in der Capstadt ein Geschenk, in Vieh, Straußfedern und trocknen Früchten bestehend.